



# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 15.

Freitag, den 17. Oktober.

1924.

### Das Schwert von Thule.

(14. Fortsetzung.)

Roman von Besantine u. Winterfeld-Platen.

(Nachdruck verboten.)

Schnunzelnd zog die alte Vogtin mit ihrer Beule davon, und der Händler hatte stirnrunzelnd das Nachsehen. —

Heilwig hatte die Nacht ruhiger geschlafen, und ihre Augen blickten klarer als die anderen Tage, als sie am späten Morgen erwachte. Mit Behagen hatte sie die warme Mehlsuppe gelöffelt, die ihr die Vogtin gebracht. Auch ihre Wunde brannte nicht mehr so arg, als die Alte sie wusch und verband. Aber sie war noch zu erschöpft, um sich zu erheben, und lag still mit gefalteten Händen auf ihrem Strohlager. Ehe die Alte fortging, hatte sie auf Heilwigs Bitte den Laden vom kleinen Gitterfenster aufgestoßen, daß frische Herbstluft und Morgensonnenschein voll hereinströmen konnten. Heilwig hatte den Kopf gewandt und sah mit großen, sehnsüchtigen Augen in das Stücklein blauen Himmels, das sie just durch die Eisenstangen erspähen konnte. Sie hörte die kleinen emigen Wellen des Sees gegen die alten Burgmauern plätschern und die Späßen im Röhricht zwitschern. Von Zeit zu Zeit sah sie auch ein welles Herbstblatt am Fenster vorlibertaumeln, das sich zögernd von den knorriigen Eichen am Ufer löste. Vom Hof her drang das Rollen der schweren Lastwagen und das Rufen und Schreien der Knechte an ihr Ohr.

Nach einer Weile hörte sie schwere, mühsame Schritte auf der Stiege, und die alte Vogtin trat leuchtend über die Schwelle. Sie trug das helle Bärenfell und das feine Linnen über dem Arm und trat schnunzelnd damit an das Lager der Wunden.

„Der Ritter Otto Malkan schickt Euch dies, Frau, dieweil es ihn barmt, daß Ihr allweil so hart auf Stroh müßt liegen. Kommt, nun will ich Euer Lager glätten und schön machen.“

Heilwig wandte erstaunt den Kopf und strich behutsam mit den Händen über das weiche Fell.

„Was treibt den Ritter zu solcher Freundlichkeit, Vogtin? Er kennt mich doch nimmer und soll ein gar harter und strenger Herr sein.“

Die Alte spreitete geschäftig das Linnen über das Stroh, indes sie Heilwig stützte.

„Er sah Euch liegen, da Ihr noch im Fieber wart, Frau. Auch ist er nimmer so hart und streng, als die Leute sagen.“

Heilwig schwieg eine Weile, als säne sie nach.

„Aber er hat den Herzog überfallen mit seinem Bruder und ihm all dies geraubt.“

Und fast scheu sah sie auf das Fell und Linnen, darein die Alte sie hüllte.

„Ich mag es fast nimmer nehmen, Vogtin, denn es klebt Blut daran. Es ist wohl doch wahr, was mein Ohm Hasselbach zu Rostock immer sagte: Die Malkans seien die Raubritter im Land.“

Da fürchte die Vogtin ärgerlich die Stirn.

„Laßt ihn das nimmer hören, den Ritter Otto, Frau. Denn dann wird er zornig. Was verstehen wir Weiber auch von solchen Sachen, wenn sich die hohen Herren im Land befehlen. Sie müssen wohl ein Ursach haben dazu, mein ich.“

Dann humpelte sie wieder fort, ihrer Arbeit nach. Still wie zuvor, lag Heilwig. Wie tat das frische Linnen ihren wunden Gliedern gut, daß sie sich wohl ein wenig dehnte. Es gingen ihre Gedanken dabei zurück in die Vergangenheit. Zum blauen Nordmeer hin, wo die Seevögel schrien um die Klippen und die Herbststürme rasten von den Gletschern her. Da wurde ihre Seele groß und weit, und sie schloß die Augen und träumte, sie sei daheim, denn draußen unter dem Fenster schlugen auch die Wasser an die Steine, und Mäwen schrien in der Morgenjonne. Aber weiter wanderten ihre Gedanken. Zum Hasselbachhaus am Marktplatz zu Rostock. Da duckte sich Heilwigs Seele und wurde ganz klein und scheu, und die Kranke atmete schneller. O Gott, wie war das doch nur? War da nicht jemand, der auf sie wartete? Sie fuhr sich über die müde Stirn. Wie waren doch die Gedanken noch so irr und wirr da drinnen! Ach, nun sah sie es ganz deutlich. Da stand Elisabeth mit ihrem blassen Magister, die warteten beide voll Sehnsucht auf sie. Aber warum nur? Wie war es doch gleich alles gewesen? Wieder legte sie die Hand über die Stirn und dachte nach. Ja, ja — da war noch einer — der hieß Fridolin Lohart — dem hatte sie ihr Wort gegeben. Und an dem Wörtlein hing auch Elisabeths Lebensglück.

Die Kranke fuhr auf.

Wie lag sie hier so faul und regungslos und ließ sich pflegen, und draußen — da wartete man auf sie — viele, viele Hände — viele, viele Augen! O, sie mußte ja bald gesund werden, damit sie wieder fortkam von hier. Damit sie ihr Wort einlöste, auf das sie alle warteten.

Sie hörte einen Schritt nebenan und rief laut, denn sie dachte, es sei der Vogt oder seine Frau. Sie wollte sie fragen, wann sie denn nun aufstehen könnte — wieder weiterzureisen nach Rostock oder Demmin.

Die Tür ward hart geöffnet, und auf der Schwelle stand Otto Malkan. Aber sie wußte nicht, daß er es sei.

Sie erkannte nur in dem schmalen, scharfen Gesicht den Fremden wieder, der damals mit ihr im Kahn gesessen. Und sie schrak zusammen. Das war fast unmerklich und ohne, daß sie es selber spürte. Sie hatte sich halb aufgerichtet auf ihrem Lager, und die Morgenjonne, die durch die Gitterstäbe des kleinen, hohen Fensters fiel, warf goldene Lichter auf ihr schimmerns des Haar und ihre bleichen Wangen.

Er blieb auf der Schwelle stehen und stützte sich ein wenig auf sein Schwert.

„Ihr habt gerufen, Frau. Was ist Euer Begehrt?“

Ein feines Rot war jetzt in ihr Gesicht gestiegen, denn es machte sie verlegen, daß er da so vor ihrem Lager stand.

„Ich meinte, es sei die Vogtin, deshalb rief ich. Fragen wollte ich sie, wann ich gesund sei und aufstehen dürfte.“

Er blieb stehen, wo er stand, und sein Gesicht war regungslos.

„Wann Eure Wunde es erlaubt und Ihr selber Lust verspürt, könnt Ihr ja aufstehen, Frau. Noch seht Ihr mir nimmer danach aus, denn das Fieber hat arg gezehrt an Euch. Auch habt Ihr ja vor wenigen Tagen noch selber so sehr darum gebeten, hier zu bleiben. Und nimmer heimzukehren.“

Sie sah erschrocken zu ihm auf.

„Wann hab' ich das getan? Und wo habt Ihr es gehört? Ich sah Euer Antlitz hier noch nicht in der Burg.“

Er nickte.

„Das glaube ich wohl. Ihr wart auch tief im Fieber, als Ihr so bitter klagtet. Ich war mit dem Bogt in der Halle nebenan, da habe ich jedes Wort gehört.“

Sie sank auf ihr Linnen zurück und atmete schwer.

„Das war im Fieber, Herr. Darauf dürft Ihr nichts geben. O, laßt mich bald zurück zu den Meinen, die weil es keinen Aufschub leiden.“

Und wie in stiller Bitte legte sie die Hände ineinander.

Er nickte.

„Ihr seid doch nimmer meine Gefangene, Frau, und könnt tun und lassen, was Ihr wollt. Nur gesund müßt Ihr erst sein. Und dazu sende ich Euch meine Schwäger, die kluge Frau Gödel.“

Er wandte sich zum Gehen.

Da fiel sein Blick auf das weiße Bärenfell, das über ihren Füßen lag, und er wies mit der Hand darauf.

„Das wird Euch gut tun und wärmen in den kalten Nächten jetzt. Es war das größte, so bei der Beute war.“

Sie hatte die Stirn gekraust und stieß das Fell ein wenig zurück.

„Hab's nimmer nehmen wollen von der Bogtin, die weil es von dem Raubritter kam.“

Er fuhr herum.

„Von wem, sagt Ihr?“

„Von einem der Malkane, weiß nimmer, von welchem. Blut klebt daran, die weil es dem Herzog Magnus geraubt ist.“

In seinem Gesicht zuckte es, und er biß sich auf die Lippen.

„Ihr wißt nicht, was Ihr schwächt, Frau. Seit wann sind die Malkane Raubritter? Die weil sie in Fehde liegen mit dem Herzog, gingen sie gegen ihn mit dem Schwert in der Hand. Just so, wie es Herzog Magnus getan, als er diesen Frühling um geringer Ursach willen den Berend Malkan überfiel und gefangen tat. Auge um Auge — Zahn um Zahn.“

Sie sah ihn groß an aus ihren tiefen, blauen Augen.

„Ich kann das nimmer so verstehen, Herr, als Frau. Nur ist mir seither ein Fürchten angekommen vor den Malkanen, die weil sie so hausen im Land. Ihr seid ein Lehnsman von ihnen?“

Aber der andere stapfte schon nebenan durch die Halle, und sie hörte seinen schweren, klirrenden Schritt auf der Stiege verhallen.

„Er wird mir zürnen, daß ich so gegen die Malkane sprach“, dachte sie und mühte sich, ein Schlücklein Wasser aus dem schweren Krüge zu trinken. —

Über den Burghof ging Otto Malkan und suchte den Bogt. Und rief ihm dann im Vorübergehen mit barscher Stimme zu: „Die Kranke, so in Eurer Kammer liegt, braucht nimmer zu wissen, wer ich bin. Hört Ihr, Bastian? Und sagt es auch Eurer Frau.“

Dann pfiß er den Hunden und ging an den See herunter.

Hart an der Grenze zwischen Mecklenburg und Pommern lag das gewaltige und sehr mächtige Schloß Wolbe. Mit seinen trohigen Wachttürmen und den meterdicken Steinmauern, die überall „befestigt, bespeiset und bewehret“ waren, gleich es einer schier unnehmbaren Festung. Hier hauste Berend Malkan mit seiner jungen Gemahlin Gödel von Alvensleben, die aus der Mark stammte, und mit seinem Stiefbruder Otto.

Es war so um die Mitte November des Jahres 1476. Der erste Schnee deckte mit seinen dünnen, weißen

Schleiern Hof und Stallungen, Dächer und Türme der Burg Wolbe. Von der höchsten Zinne flatterte das Fähnlein der Malkane in seinen blau-gelben Farben. Über den weiten, schilfbewachsenen Sumpfniederungen, die eine dünne Eisbede trügerisch überzog, lagen die gelben Strahlen einer matten Winter Sonne, die sich grämlich Bahn zu brechen suchte zwischen schweren, dunklen Schneewolken. Zur Seite des Weges, der zur Burg hinaufführte, saßen auf zerzaustem Weidengeäst Schwärme von Krähen, die mit ihrem hungrigen Geschrei die kalte Winterluft füllten.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Amerikanerin.

Von Rudolf Voßbar.

Es ist eine unerhörte Frechheit von mir, daß ich es wage, über die Amerikanerin zu schreiben, denn ich habe mich noch nie in eine Amerikanerin verliebt, war nie mit einer Amerikanerin verlobt oder verheiratet. Kenne also das amerikanische Mädchen und die amerikanische Frau nur von außen, nur vom Sehen. Und das Wesen einer Frau kann schließlich doch nur vom Gefühl erfaßt werden.

Die Urteile über die amerikanische Frau, wie sie nicht nur von Reisenden, sondern von Amerikanern selbst gefällt werden, sind sehr verschieden. Ein Berliner Freund, ein Schriftsteller von Rang, bekannt als vorzüglicher Beobachter und guter Menschenkenner, kam unlängst von einer Reise durch die Staaten zurück und war über die amerikanische Weiblichkeit entsetzt. „Ein anderer Amerikafahrer aus meinem Kreise sagte mir zum Abschied: Ich beneide Sie nur um eins. Sie werden drüben die Amerikanerin lieben, das entzündendste Geschöpf auf Gottes Erdboden!“ Beide Ansichten vereinigt ein ausgezeichnete Kenner des Amerikanertums, Henry James, der einmal schrieb: „die Amerikanerin ist entweder entzündend oder entsetzlich.“ Ob man mit den Entzündenden oder mit den Entsetzlichen zusammenstößt, ist Glücksfrage. Und jetzt komme ich auf den irringenden Punkt: In dieser Glücksfrage verkehrt es Europa de corriger la fortune. Die schönen Europäerinnen schieben sich herumsmäkelt in die erste Reihe. Sie wollen und müssen geliebt werden, das ist ihre Daseinsberechtigung. Was der Fremde in Europa an schönen Frauen sieht, ist zum größten Teile Show. Werner Sombart hat in ein Buch darüber geschrieben, wie diese Show-Schönheit allüberall den Luxus gewekt und gefördert hat. In Europa hat jede Frau Angst, ihren Mann zu verlieren. Denn die Verführung lauert auf allen Wegen. Im Kampf um den Mann hat sich die europäische Frau entwickelt. Die Amerikanerin braucht keine Angst zu haben. *Beati possidentis*. Aber sie fände auch kaum Zeit, ihren Besitz zu verteidigen.

Man hat Amerika das Paradies der Frauen genannt. Jeder Reisende, der über Amerika geschrieben hat, schilderte staunend die Rolle, die die Frau da drüben spielt. Wie sie den Mann beherrscht, das öffentliche Leben bestimmt, wie der Mann sich ihr unterordnet, und wie er zu ihr aufblickt. Ich möchte aber sehr bezweifeln, ob man Amerika tatsächlich das Paradies der Frauen nennen darf. Die Europäerin hat es viel besser, wenn auch in Amerika kein Mann es wagen wird, jemals eine Frau auf der Straße anzusprechen, wenn auch drüben ungebührliches Benehmen gegen Frauen als schimpflich, ja beinahe als Verbrechen gilt.

Die Amerikanerin genießt genau dieselbe Erziehung wie der Mann, hat im Leben genau dieselben Möglichkeiten und Chancen. Es gibt keinen Beruf, der ihr verächtlich ist, keinen geistigen Beruf und kein Handwerk. Es gibt Schiedmänninnen, Schiffskapitäninnen, Lotfinnen und Küsterinnen, neben weiblichen Anwälten, Ärzten, Technikern, Banddirektoren usw. Die selbständige Frau ist drüben die Regel, nicht wie bei uns die Ausnahme. Daraus ergibt sich, daß die Ehe nicht das Ziel ihres Lebens sein muß, denn sie ist nicht auf die Versorgung durch den Mann angewiesen. Die materielle Ehe (Vernunftehe heißt sie bei uns), ist in Amerika ebenso unbekannt, wie die Jagd nach der Mitgift. Das einzige Ehemotiv in Amerika ist das Gefühl. Und das ist eine Lichtseite des Amerikanertums, die man viel zu wenig beachtet hat, und die nicht stark genug betont werden kann. Wenn auch dieses Gefühl selten die große Leidenschaft, sondern meistens gute Kameradschaft ist. Man heiratet, wenn man sich auf vertragen, weil man in Weltanschauung und Geschmacksdingen zusammen paßt. Trotz der leichten Scheidung ist darum die amerikanische Ehe weit besser als die europäische. Und die unaufrichtige Ehe ist drüben auch viel seltener, denn wenn das Paar einfiel, daß es nicht zusammen paßt, dann geht es auseinander.

Was aber die Wirtschaft betrifft, hat es die europäische Frau tausendmal besser als die amerikanische. Man muß schon sehr sehr reich sein, um Dienstboten zu halten. Ich habe ungezählte amerikanische Häuser besucht, deren Besitzer recht wohlhabende Leute waren. Ich fand darunter schöne Villen in hübschen Gärten, das Ehepaar besaß zwei Autos, eins für den Mann und eins für die Frau, aber keine Dienstboten. Das bedingt, daß die Frau von früh bis abends arbeiten und schlafen muß. Sie muß nicht nur das Haus in Ordnung halten, sie muß auch kochen, und wenn ein

Gast da ist, bei Tisch bedienen. Und nach Tisch abräumen. Zu ihrer Bequemlichkeit liegt also immer die Küche neben dem Speisezimmer. Einmal in der Woche kommt ein Keger oder eine Kegerin für die grobe Arbeit.

Es ist für den europäischen Gast höchst befremdlich, wenn er sieht, wie in einem amerikanischen Hause die Hausfrau alle Arbeiten leistet, die bei uns eine Frau gleichen Ranges nie und nimmer verrichten würde. Die Ehe ist bei uns in den meisten Fällen für die Frau eine Sinecure, eine Entlastung. In Amerika ist sie eine Belastung, die oft eine Überbürdung ist. Gewiß hilft der Mann soviel er kann, kauft ein, macht sich in der Wirtschaft nützlich, aber zu intensiver Arbeit im Hause fehlt ihm die Zeit. Denn er geht morgens fort und kommt erst abends zum Diner zurück. Das aber die amerikanischen Häuser und insbesondere die amerikanischen Ehen so gut funktionieren, ist ein Beweis für die wirtschaftliche Tüchtigkeit, für die Energie und Verlässlichkeit der Amerikanerin.

Wie alles in Amerika, so ist auch das Wesen der Amerikanerin historisch aus den Zeiten der Einwanderung, aus den Eigenschaften der Pioniere zu erklären. Bei allen Wanderungen der Menschheit, ob es nun Wanderungen im großen oder kleinen Stille waren oder sind, genießt die Frau besondere Achtung. Sie ist in der Unruhe des Wanderns die Priesterin der Ruhe, die man im Heim des Zeltens findet. Die unbeschränkte Frauenverehrung des Amerikaners geht auf jene Einwanderungszeiten zurück, wo alles Geistige und Gefühlsmäßige im Pionierleben im Besitze der Frau war. Die Frau ist an Bildung, Geschmack, Weltanschauung zweifellos dem Manne in Amerika überlegen. Aber sie wäre keine Frau, wenn sie diese Überlegenheit in gewisser Beziehung nicht mißbrauchen würde. Sie ist unbeschränkte Hüterin aller Moralgesetze. Und da die öffentliche Moral der Kern des öffentlichen Lebens ist, so ist ihr Einfluß auf die Öffentlichkeit viel stärker als er jemals in der alten Welt gewesen ist. Beweis dafür die Prohibition, die ein Werk der Frauen war und nur deshalb aufrechterhalten wird, weil die Frauen es wünschen. Die Frauen üben die geistige Zensur, bestimmen Kanon und Credo in Kunstbünden. Die Frauen bilden zahllose Vereine, Klubs, Korporationen, und alle Organisationen zusammen führen zu einer wirklichen und wahrhaften Gynokratie. Die wahre Macht in Amerika besitzt die Frau. In Europa übt sie ihre Macht heimlich. In Amerika dagegen offiziell. *Ce que femme veut, Dieu veut.*

Und nun fragen Sie mich, verehrter Leser, ob die Amerikanerin schön ist. Ich weiß es nicht, denn ich habe kaum eine einzelne Frau in natura gesehen. D. h. die Amerikanerin schminkt sich dezent, daß man das ihr von Gott verliehene Antlitz kaum zu erkennen vermag. Sie schminkt sich zwei kreisrunde Flecken auf die Wangen (orange ist jetzt die Mode), schminkt sich die untere Partie des Gesichts freideckend, und macht die Lippen so rot, daß jede europäische rote Farbe daneben blaß erscheint. Die Augenbrauen werden ausgezogen, es darf nur eine ganz schmale Linie übrigbleiben. Und die Haare werden kurz geschnitten, denn der Bubentopf ist obsolet. Sogar die Verbrecherinnen, die vom hands up leben, tragen Bubentopf und sind geschnitten. Wo bleibt der Gott, der diese Kinder mit gemalten Wangen von der Farbe erlöset? Es wurde mir gesagt, daß diese landesübliche Schminkerei eine Nachahmung von Paris darstellen soll. Aber die Pariserin schminkt sich kunstvoll und legt Wert darauf, daß man die Kunst von der Natur nicht unterscheiden kann. Die Amerikanerin schminkt sich um des Schminkens willen. Sie geht nie ohne Farbensäcklein aus. Es ist eine greuliche Mode. Aber da ja in Amerika jede Mode zur Uniform wird, so ist das Schminken geradezu obligatorisch. Zum Bild der Amerikanerin gehört heute noch eins: Die Brille. Es gibt unter den Frauen gewiß ebensoviel Kurzsichtige und Weitichtige wie unter den Männern. Wer in Amerika keine guten Augen hat, trägt eine Brille, ob Mann oder Frau. Die Eulenbrille ist die übliche Form, oder der Eulentneiser. Die Offenheit der Amerikanerin gehört zu ihren besten Eigenschaften. Sie ist immer schrankenlos ihre Meinung, unbekümmert darum, ob sie damit der Tradition entspricht. Und wenn sie kurzichtig ist so trägt sie eben eine Brille. Hinter Brille und Schminke konnte ich aber die wahre Amerikanerin kaum erkennen.

Mir sagte ein amerikanischer Frauenarzt: „Die Amerikanerin ist im Grunde nicht schön. Aber sie liebt sich schönheit.“ Sie ist erfüllt von einem Drang nach Schönheit. Daher die ewigen Wettbewerbe der schönsten Augen, des schönsten Kinns, der ebenmäßigsten Linien. Es gibt sogar eine Liga zur Verbesserung der Wirbelsäule. Unbekannt ist auch das Schminken nur ein nativer Versuch, die Natur zu verbessern. Dem Drange nach Schönheit entspricht das Turnen und die Körperpflege. Und so ist wirklich die Gestalt der Amerikanerin schlank und geschmeidig geworden. Man sieht unter den jungen Mädchen eine Fülle der entzückendsten Figuren. Füße und Beine sind tadellos.

Und manchmal sieht man auch die berühmte schöne Amerikanerin. So wie Gibson sie gezeichnet hat. Ich sah sie bei Nik in New York, auf der Beach in Los Angeles, im Hotel Broadmoore in Colorado Springs. Das ist dann das Märchen in der Prosa des amerikanischen Lebens.

## Neue Bücher

\* „Novellenbücherei fürs Deutsche Haus“. (Verlag Quelle u. Meyer, Leipzig.) Die im Verlage von Quelle u. Meyer erscheinende Novellenbücherei für das Deutsche Haus die sich durch ihre sorgfältige bibliophile Ausstattung rasch einen großen Freundeskreis erworben hat, bringt vier neue schöne Bände heraus. Volkmann-Leander: „Träumereien an französischen Kaminen“, dieses in vielen Zehntausenden verbreitete Buch entzückt immer wieder aufs neue. Die Extreme wohnen im Menschen nahe beieinander; der Krieg, der alles Zarte und Weiche erstickt, er hat das Heimweh in die Männerherzen gelegt und Gemütvolltes aufgeweckt, an das wir niemals glauben. Solchen Stimmungen sind die Träumereien an französischen Kaminen entsprungen. — Th. Birts „Novellen und Legenden aus vergangenen Zeiten“, die bereits in dritter Auflage vorliegen, sind uns alte liebe Freunde. Immer wieder kann man diese Geschichten lesen und sich ihres eigenartigen Reizes erfreuen. Ist es, daß in ihnen alte Sagenmotive in freieste moderne Dichtung umgewandelt sind, sei es, daß in realistischer Weise historische Begebenheiten die Stoffliche Grundlage bilden. — Hoffmann ist unstrittig der größte Meister auf dem phantastischen Gebiete, also so recht ein Dichter unserer Zeit. In „Fräulein von Scuderie“ leben wir ihn künstlerisch sich selbst übertreffend. Hier ist es ihm gelungen, die noch im Mutterleibe geborene Gier nach dem Besitz von Gold, Edelsteinen und kostbarem Schmuck bis zum Dämonischen zu steigern. — Das letzte Buch der Reihe, Maria Keana Jünemanns „Anarchistin“ ist so recht ein Spannungsbuch für unsere Zeit. Der Werdegang eines eigenartigen Proletariatskindes, dessen Schicksal selbstgewollt in die große Revolution einmündet. Von besonderem Reiz ist es, wie dieses frühreife Mädchen und dann die erwachte Frau sich mit den beiden großen Triebkräften ihres arbeitsamen Daseins, mit der Liebe und dem Haß, abfindet, bis sie über sich selbst hinauswacht, Erlöserin und Erlöste wird.

\* Walter von Molos: „Der Roman meines Volkes“. Erster Teil: Tribecicus; Zweiter Teil: Lulle; Dritter Teil: Das Volk. Endgültige Ausgabe in einem Band. (Verlag von Albert Langen in München.) In einem vornehm ausgestatteten starken Bände ist hier die endgültige Ausgabe von Walter von Molos großer Trilogie vereint. Diese schöne Neuausgabe wird dazu helfen, den Erfolg des großen Dichtwerkes noch zu verbreitern und zu vertiefen. Eine große aufsteigende Linie beweist sich durch das Werk; glänzend bewährt sich Molos hohe Kunst der dramatischen Spannung und Steigerung. Des Dichters mitreißende Begeisterung, sein Tatsachensinn, der Pfeil des Fortschritts, wingen uns in keinen Bann. Dies zeigt den Weg aus dem Chaos zu einem reineren und höheren Menschentum, das über allen trennenden Parteien ist.

\* Helene Christaller: „Das Reich des Markus Reander“. (Verlag von Friedrich Reinhardt, A.-G. in Basel.) In diesem Roman wird das Werden eines Mannes geschildert, der aus den hochliegenden Träumen seiner Knabenjahre auf den Boden der Wirklichkeit gestellt wird und nach Reise- und Wanderjahren sich sein bescheidenes Reich baut mit den Menschen, die zu ihm gehören in Liebe und Arbeit, ohne daß er im Grunde etwas von dem aufsaßt, was einft sein höchstes Ziel war. Der Roman führt uns in die Schweiz, dann nach Schweden und Italien, und schließlich nach Deutschland, wo Markus Reander seinen endgültigen Wirkungskreis findet. Die schönen Landschafts- und Charaktereigenschaften haben ihn über die gewöhnliche Unterhaltungslektüre hinaus.

\* Heinrich Schnrey: „Die Söllinger“. Volksbilder aus dem Söllinger Wolde. (Verlag Deutsche Landbuchhandlung, G. m. b. H., Berlin SW. 11.) Der Söllinger birgt dank seiner weltentrückten und abgeschlossenen Lage noch reiches volkstümliches Material. Seit mehr als vier Jahrzehnten hat Schnrey ein Söllinadorf nach dem andern nach den ursprünglichen Überlieferungen auf allen Gebieten des Volkstums durchforscht. Lebhaft sprudelt noch heute der Brunnen des ursprünglichen Volkstums dort; vieles aber, was Schnrey aufzeichnete, ist bereits dem Volksgedächtnis entschwunden und wäre für die Volkstunde verloren, wenn Schnrey nicht noch gekommen und es gesammelt hätte. Nicht in trockener wissenschaftlicher Weise ist das Material aneinander gereiht, sondern in lebensvollen Bildern gestaltet.

\* „Von deutscher Dichtung“. Von Studien- direktor Dr. A. M. Schmidt. (Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig.) In sieben Kapiteln sind folgende Probleme behandelt: die Einheit des Kunstwerkes, die Entstehung und das Wesen der Dichtung, das Tragische und das Sittliche in der Dichtung, die musikalischen Werte der Dichtersprache und der Vortrag, das Wesen der lyrischen Dichtung, das Wesen der epischen Dichtung, das Wesen der dramatischen Dichtung, Goethes Faust als Weltanschauungs драма. Die anschaulichen Analysen sind so angelegt, daß sie jeweils zugleich ein Stück Literaturgeschichte geben. Stets stellt der Verfasser das Anschauliche in den Vordergrund, das Allgemeine tritt zurück; denn ästhetisch losgelöst von dem lebendigen Kunstwerk verfehlt es zu leicht seinen Zweck. Die esopant geschriebene Arbeit wird leben erfreuen, der das Bewußt tief in die Geleise der Dichtkunst einzudringen



## Die neuen Großgüterwagen auf der Eisenbahntechnischen Ausstellung.

Die auf der Eisenbahntechnischen Ausstellung in Seddin gezeigten Großgüterwagen mit Selbstentladung sind für Deutschland eine völlig neue Einrichtung und dürften die Organisation des Güterwagenverkehrs, welche Ober-Regierungs-Rat Laubenheimer in einem Vortrage der Eisenbahntechnischen Tagung behandelt, sehr wesentlich beeinflussen. Zweifellos wird die Einführung dieser Großgüterwagen erhebliche Ersparnisse mit sich bringen.

In den Vereinigten Staaten sind derartige Großgüterwagen für den Massenverkehr schon seit längerer Zeit in Gebrauch. Die amerikanischen Wagen sind aus Stahl konstruiert und besitzen ein Ladegewicht von etwa 110 Tonnen. Züge, die aus so gewaltigen Güterwagen zusammengestellt sind, verlangen natürlich sehr kräftige Lokomotiven; sie werden von Maschinen gezogen, die ein Gewicht von 450 Tonnen aufweisen.

Unsere neuen Großgüterwagen zeigen nicht so gewaltige Abmessungen wie die amerikanischen; wir begnügen uns mit 50-Tonnen-Wagen; dabei ist aber das Gewicht eines Großgüterwagens niedriger als das der bisherigen Wagen für dasselbe Ladegewicht und ein 50-Tonnen-Wagen ist auch nicht länger als die bisher gebräuchlichen 20-Tonnen-Wagen. Die Züge werden für die gleiche Fördermenge noch nicht halb so lang wie jetzt, woraus sich erhebliche Vorteile für den Betrieb ergeben, die aber noch dadurch gesteigert werden, daß mit einem Handgriff das ganze Gut eines Wagens entladen werden kann.

Namentlich die Bergwerks- und Hüttenbesitzer haben bei uns auf die Einführung solcher Großgüterwagen hingedranzt und zwar in Rücksicht auf die wirtschaftlichen Verhältnisse, wie sie sich bei uns in den großen Kohlen- und Industriebezirken infolge des Krieges und des Friedensvertrages entwickelt haben. Da wir das Saargebiet und Oberschlesien eingebüßt haben, so hat sich der Schwerpunkt der für die deutsche Wirtschaft erforderlichen Kohlenförderung nach der Ruhr verschoben, so daß man die hier zu fördernden Massen in möglichst wenig Wagen- und Zug-einheiten zu transportieren sucht. Im übrigen war man natürlich bemüht, die Ausnutzungsmöglichkeit der Güterwagen ganz allgemein bei gleichzeitiger Verwendung schwerer Lokomotiven auf das höchste Maß zu steigern, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß bei der neu eingeführten durchgehenden Güterzugbremse der Deutschen Reichsbahn — bekannt unter der Bezeichnung Kunze-Knorr-Luftdruckbremse — die Zahl der Personen dieselbe bleibt, wenn an die Stelle des leichten Güterzuges ein schwerer, also ein Großgüterzug tritt. Die 50-Tonnen-Wagen haben sich für unsere Verhältnisse als ausreichend erwiesen; sie sind natürlich nicht nur für Kohlen, sondern für die mannigfachen Erzeugnisse, namentlich auch für Ziegel und sonstiges Baumaterial geeignet. Am nun derartige Großgüterwagen für das mannigfache Ladegut geeignet zu machen, hat man sie zum Teil derart konstruiert, daß sie sowohl als normale offene Güterwagen mit flachem Boden wie auch als Selbstentlader für Schuttgüter Verwendung finden können. Sie werden als sogenannte Flachbodenentlader gebaut, d. h. der flache Boden wird mit Platten versehen, die beim Hochstellen einen Sockel oder Gleisrücken bilden. So können die Wagen, je nach den Umständen, als gewöhnliche Großgüterwagen wie auch als Selbstentlader Verwendung finden.

Die Deutsche Reichsbahn hat kürzlich auf der Strecke Grünwald-Beelis-Belsig Probefahrten mit einem schnell-fahrenden Güterzuge gemacht und bei dieser Gelegenheit eine Fahrgeschwindigkeit von 100 Kilometer in der Stunde erzielt. Der Probezug bestand aus zwanzig neuen 50-Tonnen-Großgüterwagen und einem Wegwagen des Eisenbahnenzentrums, der mit genau arbeitenden Vorrichtungen ausgerüstet war, mittels deren die Geschwindigkeit des Zuges, Zugkraft und Leistung der Lokomotive und die übrigen für die Untersuchung erforderlichen Größen festgestellt wurden. Der Zug war mit Kunze-Knorr-Bremsen ausgerüstet. Eine Bremsprobe ergab, daß der Zug von der Höchstgeschwindigkeit mit Hilfe der Schnellbremse auf 715 Meter abgebremst werden konnte. Zwei Schnellzuglokomotiven dienten als Vorspann dieses schnellfahrenden Großgüter-Probezeuges. Stb.

### Die Anlage der Schornsteine auf Wohngebäuden.

Die Rauchbelästigung der Wohnungsinhaber ist größtenteils auf die ungünstige Anlage des Schornsteines zurückzuführen. Am günstigsten ist der Austritt des Schornsteines mitten über dem Dachstuhl, da er dann nahezu in seiner ganzen Höhe vor Wind- und Regenschlag geschützt hochgeführt wird und auch die die Dachhaut schädigenden Schneefläche zwischen Schornstein und Dach vermieden werden. Ferner liegt der Schornsteinlauf in diesem Fall allseitig frei und die waagrecht über ihn hindreichende Luftströmung verstärkt den Auftrieb des Rauches im Schornstein. Ungünstiger liegt der Fall, wenn Schornsteine kleiner Gebäude in der

Nähe oder gar unmittelbar an den Brandgiebeln benachbarter größerer Gebäude liegen. Hierbei wirken die höheren senkrechten Wände von Giebeln usw. als Staulächen; ein Teil der Luftmenge wird nach unten gerissen und ein Rückstau der Heizgase ist die unausbleibliche Folge. Grundsätzlich sollen die Schornsteine die in der Nähe liegenden Giebel, Aufbauten usw. überragen. Diese überragenden Schornsteine sind aber nur als Notbehelf anzusehen und möglichst zu vermeiden. Die Ausbildung der Schornsteinköpfe selbst soll auf die sachlichste und schlichteste Art erfolgen. Jede sogenannte architektonische Durchbildung wirkt mit ihren Gesimsvorsprüngen, auch wenn sie sparsam gehalten sind, ungünstig auf die Saugwirkung. Aus demselben Grund sind auch abgedeckte Schornsteine zu vermeiden.

## Die Elektrifizierung der Eisenbahn.

Über die Aussichten der elektrischen Zugförderung auf den Eisenbahnen hielt Baurat Börr auf der Eisenbahntechnischen Tagung einen interessanten Vortrag, indem er von der Tatsache ausging, daß der Heizwert unserer Brennstoffe in der Dampflokomotive schlechter ausgenutzt wird als in irgend einer anderen Maschine. Sie braucht im Durchschnitt etwa 20mal so viel Kohle, als theoretisch erforderlich wäre. Dasselbe Maschinen sind in dieser Hinsicht viel besser daran. Sie haben Raum genug zur Verfügung, um alle Fortschritte auf dem Gebiet der Wärmeausnutzung mitmachen zu können, und ein gutes neues Braunkohlen-Kraftwerk braucht unter gleichen Bedingungen nur etwa halb so viel Wärme für dieselbe Leistung wie eine Dampflokomotive. Noch besser wird die Wärme in der Dieselmachine verwertet, deren Verbrauch sogar nur  $\frac{1}{2}$  der Dampflokomotive beträgt. Aber die Dieselmachine benutzt einen teuren Brennstoff, das Diesöl. Dieses ist bei uns etwa 10mal so teuer wie Braunkohle, wenn man den Heizwert beider Brennstoffe beachtet, so daß die Diesellokomotive für deutsche Verhältnisse den Wettbewerb mit der Dampflokomotive nicht aufnehmen kann. Beim Kraftwerk liegt es anders. Braunkohle kostet nur halb so viel wie Steinkohle (wieder auf den Heizwert bezogen). Ein Braunkohlenkraftwerk, das die Wärme noch einmal so ausnützt und halb so teuren Brennstoff verbraucht, kann also 4mal so billig arbeiten wie eine Dampflokomotive. Leider sind aber die Beschaffungskosten der elektrischen Ausrüstung sehr hoch. Es sind Kraftwerke, Fernleitungen, Unterwerke und Fahrleitungen erforderlich, ehe die elektrische Lokomotive auf der Strecke arbeiten kann und ihre Reinigung und Unterhaltung verschlingen die Ersparnisse an Brennstoff, es sei denn, daß sich diese Kosten auf eine verhältnismäßige Anzahl gleichzeitig fahrender Lokomotiven verteilt. Börr berechnet, daß auf jedes Kilometer Eisenbahnstrecke mindestens 250 000 Kilowattstunden jährlich verbraucht werden müssen, ehe sie für die elektrische Zugförderung reif wird. Solche Strecken sind aber in Deutschland so häufig anzutreffen, daß mit einer umfangreichen Einführung dieser Betriebsweise schon in allernächster Zukunft gerechnet werden müßte, wenn die Mittel dazu aufgebracht werden können.

### Eine Drahtseilbahn auf den Mont Blanc.

Die Drahtseilbahn auf den Col du Midi (Mont-Blanc) bei Champanix ist vor einiger Zeit eröffnet worden. Sie befördert Reisende bis zu einer Höhe von 3842 Meter, d. h. 1000 Meter unterhalb des Mont Blanc-Gipfels. Sie beginnt bei den Bâlorins nördlich des Weilers des Bossons und führt zunächst bis zum Fuße des Aiguilles du Midi, dann weiter bis zum Col du Midi. Hier ist die Errichtung eines Bahnhofs und Hotels geplant. Das kühne technische Werk, das schon im Jahre 1909 in Angriff genommen wurde und während des Krieges eingestellt war, ist nunmehr vollendet. Es ist die höchste Seilbahn in Europa. Die als Zahnbahn gebaute Jungfrauabahn im Berner Oberland erreicht dagegen nur eine Höhe von 3457 Meter. Am höchsten von allen Reibungsbahnen der Erde klettert die Peruanische Zentralbahn Callao-Lima-Droga hinauf. Der Galera-Tunnel, in dem sie die südamerikanischen Anden durchfährt, liegt 4774 Meter über dem Meeresspiegel. Das ist fast die Höhe des Montblanc, dessen Gipfel 4810 Meter emporsragt. Man vermag in Peru die Höhe so hoch hinaufzuführen, weil dort, nahe dem Äquator, die Grenze des ewigen Schnees in einer Höhe von 5000 Meter liegt, während sie in den Alpen schon von 2800 Meter beginnt. Auch die Bergbahn auf den Pikes Peak in Nordamerika fährt bis zu 4320 Meter Höhe hinauf. Der besondere Naturgenuss, den der Reisende in solchen Höhen hat, wird allerdings in vielen Fällen durch die Veratrunktheit getrübt, die sich bei den meisten von 4000 Meter Höhe an bemerkbar macht. Atemnot, Herzklappen und sehr unangenehme Mattigkeit in den Gliedern stellen sich als Folge des verminderten Luftdrucks in solchen Höhen ein, und erst nach einigen Stunden der Erholung gewöhnt sich der menschliche Körper allmählich an den Luftdruckunterschied.